

Wojciech Mazurek stapft durch den Wald. Das Unterholz ist dicht hier, die Füße bleiben immer wieder an Baumstümpfen und niedrigem Gestrüpp hängen. Rote Fliegenpilze mit ihren weißen Punkten leuchten am Waldboden, gelbe Pfifferlinge schimmern zwischen Kiefernnadeln. In den endlosen polnischen Wäldern an der Grenze zu Weißrussland streifen Pilzsammler durch den Forst. Wenn sie ihn verlassen, sind ihre Weidekörbe bis oben gefüllt.

Nur hier nicht. Hier, in diesem Wald, sucht niemand nach Speisepilzen.

Der 58-jährige Wojciech Mazurek kennt den Weg in- und auswendig. Trotzdem trägt er auf einem hölzernen Klemmbrett detaillierte Karten unter dem Arm. Er überquert einen schnurgeraden Weg und steuert auf eine Lichtung zu, die nahezu quadratisch in den Forst geschlagen wurde und den sandigen Boden freigibt. Er bleibt stehen und deutet auf den Boden. „Da stand einmal die Baracke, in der den Frauen und Mädchen die Haare geschoren wurden“, sagt er.

Dies ist kein gewöhnlicher Wald, und Wojciech Mazurek, gekleidet in

artigen Weg zu den wenige Hundert Meter entfernten Gaskammern. Dort war ein Lastwagenmotor installiert, der seine Abgase in die Kammern leitete. Es war ein qualvoller Tod. Jüdische Arbeitsklaven mussten die menschlichen Überreste beseitigen – bis sie selbst umgebracht und durch neue Kräfte ersetzt wurden.

Den Weg zu den Gaskammern nannten die SS-Männer „Himmelfahrtstraße“.

Wo einmal die Baracke stand, in der die Frauen geschoren wurden, nimmt Wojciech Mazurek die Karte von seinem Klemmbrett und breitet sie aus. Eine verwirrende Zeichnung ist zu erkennen. „Hier entlang ging die sogenannte Himmelfahrtstraße, wir haben sie eben überquert“, sagt er und deutet auf schraffierte Linien.

Tausende nummerierte Punkte sind eingezeichnet, manche dicht gedrängt, andere vereinzelt: Fundstücke der Archäologen. „Wo früher die Baracke stand, haben wir im letzten Herbst ein silbernes Amulett gefunden, eingraviert die Ortsbezeichnung ‚Frankfurt a. M.‘ und das Datum 3. 7. 1929.“ Das Geburtsamulett gehörte einmal einem jüdischen Mädchen aus Frankfurt mit dem Namen Karolina Cohn.

25.000 solcher Funde haben Mazurek und seine Mitarbeiter bisher kartiert, darunter allein 4.000 Brillen, die größtenteils aus den früheren Massengräbern stammen.

In Lublin, achtzig Kilometer entfernt, lagern heute die wichtigsten Objekte in der Gedenkstätte Majdanek. In einem schmucklosen Büro lässt dort die Mitarbeiterin Agnieszka Kowalczyk-Nowak eine flache hölzerne Kiste herbeibringen. Darin liegen, sorgfältig in Klarsichtbeuteln verpackt: ein Nassrasierer aus Eisen, schwarz verfarbt, eine Armbanduhr, ohne Ziffernblatt, eine Gürtelschnalle. In einem anderen Kistchen: das Amulett der Karolina Cohn. Anfassern nur mit weißen Handschuhen. Das Silber glänzt.

„Jedes Objekt erzählt seine eigene Geschichte“, sagt Kowalczyk-Nowak. „Diese Dinge machen klar, was vor 75 Jahren mit Kindern, Erwachsenen und Alten geschehen ist.“ Die meisten Fundstücke sind aus Eisen gefertigt, berichtet sie. „Wir lassen sie restaurieren, um den Zerfallsprozess zu beenden. Aber sie sollen nicht wie neu aussehen.“

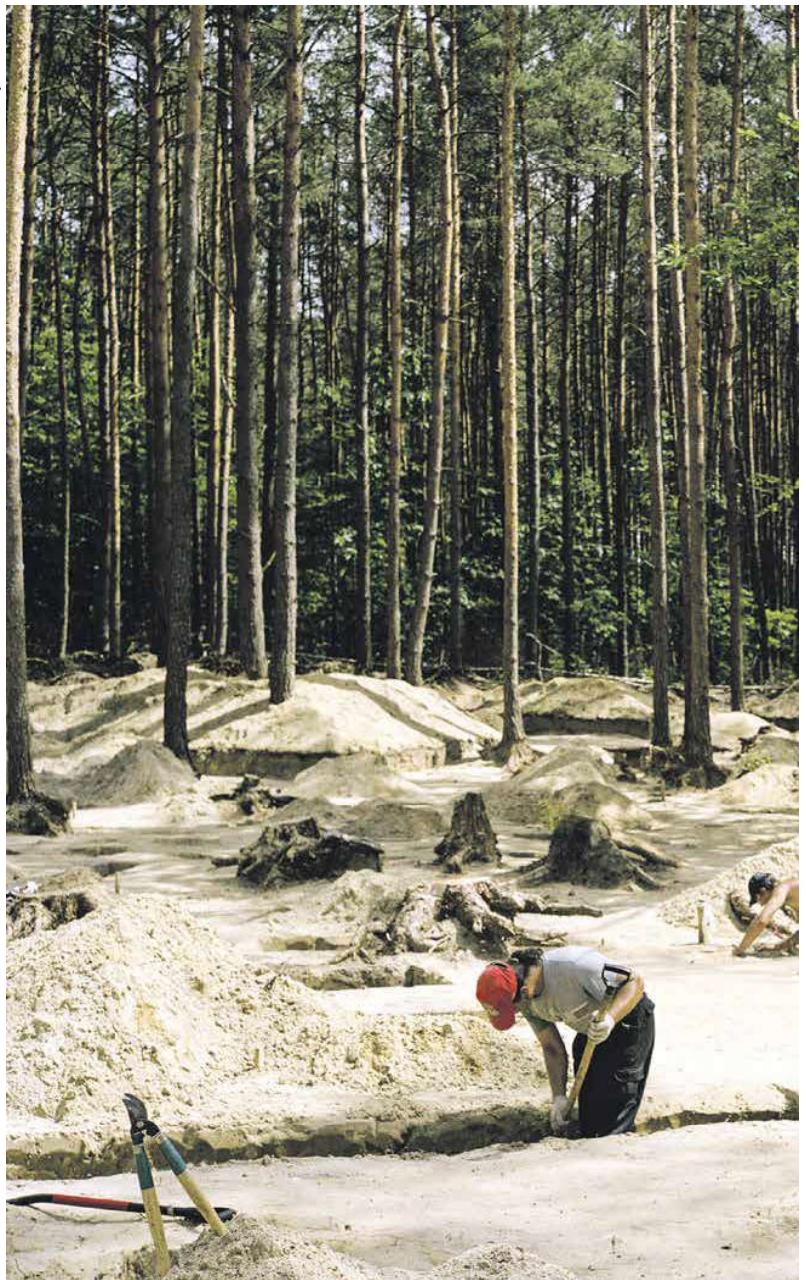
### Der Boden unter dem Wald verbirgt noch Tausende weitere Objekte

Die Gedenkstätte auf dem Gelände des früheren Konzentrationslagers Majdanek entstand schon bald nach der Befreiung. Warum wurde hier früher als anderswo in Polen der Ermordeten gedacht? „Polen lebte unter einem kommunistischen Regime“, beginnt Kowalczyk-Nowak zu erklären. „In Majdanek gab es nicht nur Juden, sondern auch christliche Polen und sowjetische Kriegsgefangene unter den Opfern.“

An die Schoah sollte damals hingegen nicht erinnert werden. Juden sollten keinen eigenen Opferstatus erhalten, so lautete das Credo zu sozialistischen Zeiten. Und in Sobibor, wo es keine Baracken mehr zu sehen gab, sagt Kowalczyk-Nowak, sei es einfach gewesen, den Ort zu vergessen. Erst in den 60er Jahren entstand dort ein unscheinbares Mahnmal.

Auf der Lichtung im Wald von Sobibor deutet der Archäologe Mazurek in Richtung der Bäume. „Hier liegt wohl noch viel mehr, aber wir haben dort noch nicht gegraben“, sagt er. Er vermutet, dass die Erde Tausende weiterer Erinnerungsstücke der Ermordeten verborgen hält:

Auf der Suche nach der Topografie des Vernichtungslagers: Polnische Arbeiter graben in der Gedenkstätte  
Foto: Roger Cremers/laif



## „Da stand die Baracke, in der die Frauen geschoren wurden“

Wojciech Mazurek

graue Arbeitshosen und T-Shirt, eine verblichene Basecap auf dem Kopf, ist kein Förster.

Seit dreizehn Jahren forscht der Archäologe, der früher einmal mittelalterliche Siedlungen in Mecklenburg-Vorpommern ausgegraben hat, im Wald von Sobibor.

Sobibor. Bis zum Herbst 1943 stand hier eine der Mordfabriken der Nazis. In dem Vernichtungslager gleichen Namens wurden 1942 und 1943 mindestens 170.000 Menschen ermordet. Ihre genaue Zahl kennt niemand. Die Opfer waren Juden – vornehmlich aus Polen, wo man sie zuvor in Gettos gesperrt hatte. Andere kamen aus Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, aus Weißrussland, der Slowakei und Tschechien. Der Massenmord firmierte unter der Bezeichnung „Aktion Reinhardt“, sein Ziel war die Tötung aller polnischen Juden. Neben Sobibor wurden dazu die Lager Belzec und Treblinka errichtet.

Aber was heißt hier „Lager“? Hier wurde nicht gelagert, sondern gemordet, unter Leitung von nur einem guten Dutzend SS-Männern und unter tätiger Mithilfe von vielleicht 100 ukrainischen Wachhabenden.

Die Züge erreichten den Bahnhof Sobibor, mitten im Wald gelegen. Die Waggons wurden an eine Rampe rangiert, die Todgeweihten mussten aussteigen und vom Vorlager aus in einen Komplex laufen, der die Bezeichnung „Lager II“ trug. Dort mussten sie ihre Kleidung, Koffer, Wertsachen und andere Habseligkeiten ablegen.

Von den wenigen, die damals aus Sobibor flüchten konnten, lebt heute niemand mehr. Eine von ihnen, Ada Lichtman, berichtete: „Wir hörten Wort für Wort, wie Oberscharführer Michel, der auf einem kleinen Tisch stand, die Menschen überzeugen konnte, sich zu beruhigen. Er versprach ihnen, dass sie nach dem Bad alle ihr Eigentum zurückerhalten würden und dass es nun an der Zeit wäre, dass die Juden etwas zur Produktion beitrügen. Sie würden alle in die Ukraine fahren, um dort zu leben und zu arbeiten. Die Ansprache löste unter den Menschen Vertrauen und Begeisterung aus. Sie spendeten spontan Beifall und manchmal sangen und tanzten sie auch.“

Danach ging es weiter in das noch strenger abgeschirmte „Lager III“, von dort – mit Peitschenhieben und von Hunden getrieben – in einen von Stacheldraht umsäumten schlauch-



Entdeckt in Sobibor Foto: Hillenbrand

## Nach Terror graben

### Wie der polnische Archäologe Wojciech Mazurek im früheren Nazi-Vernichtungslager Sobibor nach den Spuren von Opfern und Tätern sucht

Aus Sobibor und Majdanek  
Klaus Hillenbrand